

ZPTh

Zeitschrift
für Pastoraltheologie

gender*/queer

Die anderen Männer Singularität geschlechtlicher Identität als Grundlage für eine programmatische Skizze queersensibler Männerpastoral

Abstract

1. Die Widersprüchlichkeit der Haltung des Lehramtes der katholischen Kirche wurde in der Erklärung „*Fiducia supplicans*“ erneut deutlich. Homosexuelle Beziehungen werden weiterhin als „irregulär“ titulierte, aber ein irgendwie gearteter Segen für gleichgeschlechtliche Paare ermöglicht.
2. Die Komplexität queerer Identitätsbildung reicht hingegen tiefer: eine andere Identität, jenseits von Binarität und unterschiedlichen Begehrensformen, ist das Proprium queerer Menschen; sie besitzt, als unbedingt erfahren, unhinterfragbare Normativität.
3. Im Spektrum von Männlichkeitskonstruktionen werden Spielräume ausgelotet, wie jenseits der Kategorie Begehren Platz für individuelle Identitätsdefinitionen geschaffen werden kann. Möglichkeiten für queere Menschen zu schaffen, in männerpastoralen Zusammenhängen möglichst sichere Orte vorzufinden, ist das Ziel einer programmatischen Skizze. Sie führt zu einer erweiterten Definition von Männerpastoral.

1. The inconsistency of the position of the Magisterium of the Catholic Church became clear once again in the declaration “*Fiducia supplicans*”. Homosexual relationships continue to be dubbed „irregular“, but some kind of blessing for same-sex couples is made possible.
2. The complexity of queer identity formation, on the other hand, goes deeper: a different identity, beyond binarity and different forms of desire, is the proprium of queer people; it possesses, as necessarily experienced, unquestionable normativity.
3. In the spectrum of masculinity constructions, scope is explored for how space can be created for individual identity definitions beyond the category of desire. The aim of a programmatic outline is to create opportunities for queer people to find the safest possible places in male pastoral contexts. It leads to an expanded definition of pastoral care for men.

1. Einleitung

Wenn es eines Beweises bedürfte, die Widersprüchlichkeit katholisch-kirchlicher Haltung zu homosexuellen Menschen aufzuzeigen, kann die kürzlich veröffentlichte Erklärung *Fiducia supplicans* zur Möglichkeit, gleichgeschlechtliche Paare zu segnen, nicht anders als paradigmatisch bezeichnet werden. Hier wird der Versuch unternommen, schier Unvereinbares zueinander zu bringen. Einerseits beharrt das kirchliche Lehramt darauf, dass jede homosexuelle Beziehung „irregulär“ ist, also im Wesen dem göttlichen Heilshandeln widerspricht. Auf der anderen Seite wird Priestern eingeräumt, unter bestimmten Umständen, sozusagen *by the way*, aus einer spontanen pastoralen Intuition heraus, die *einzelnen* Menschen zu segnen, die als Paar um Segen

bitten. Niemals dürfe ein solcher Segen dem Paar als solchem erteilt werden und schon gar nicht im Zusammenhang mit einer ritualisierten, liturgischen Praxis verbunden werden. Damit soll jegliche Verwechslung mit dem Paarsegen in einer sakramentalen Eheschließung vorgebeugt werden, die weiterhin ausschließlich heterosexuellen Paaren vorenthalten bleibt. Ein Priester dürfe, ein „kurzes“ Gebet sprechen, „um Frieden, Gesundheit, einen Geist der Geduld, des Dialogs und der gegenseitigen Hilfe für sie bitten, aber auch um Gottes Licht und Kraft, um seinen Willen voll zu erfüllen“ (FS 38). Dies alles soll ausdrücklich außerhalb von Kirchen, also der öffentlichen Orte kirchlichen Handelns geschehen. In der genannten Erklärung wird mehrfach darauf verwiesen, die Möglichkeit eines Segens für gleichgeschlechtliche Paare beruhe auf einer eindringlichen Bitte des amtierenden Papstes Franziskus. Soll darin eine besondere Dignität der „Erklärung“ betont werden oder deren Relativität? Wo man auch hinsieht in dem Papier: ein großes Unwohlsein mit dem Thema beherrscht den Text.

Denn eines ist klar: die kirchliche Lehre über Homosexualität hat sich nicht verändert. Gleichgeschlechtliche Handlungen werden weiterhin nicht unter dem Gesichtspunkt von Liebe und Beziehung gesehen, sondern als Handlung wider den Willen Gottes. Die biblische Begründungslage steht bekannterweise auf tönernen Füßen (Hieke 2015; Theobald 2015; Söderblom 2022). Allenfalls die Berufung auf das Naturrecht, das seine Wurzeln in der griechischen Philosophie hat, stützt die These, dass homosexuelle Handlungen irregulär sind. Dass die antike griechische Kultur in Bezug auf Homosexualität eher homofreundlich gestimmt war und die Ausarbeitung einer homofeindlichen Haltung des frühen Christentums auch als Profilierung dieses gegen die griechische „heidnische“ Kultur benutzt wurde, stellt die christliche Homofeindlichkeit in einen wichtigen historischen Kontext, der die zeitbedingte Relativität christlicher Homophobie aufzeigt.

Doch wie soll die Kirche in der Gegenwart damit umgehen, dass trotz der unter ihrer massiven Mitwirkung vorhandenen Homophobie auch innerhalb vieler Gesellschaftsformen außerhalb Europas homosexuelles Leben nicht verschwunden ist? Auch diese „Erklärung“, die die „Irregularität“ ihrer Beziehung weiterhin betont, wird homosexuelle Paare nicht daran hindern, in Deutschland standesamtlich zu heiraten, was seit 2017 möglich ist¹, und so ihr Leben in eine bewährte und schützenswerte Institution zu überführen, mit oder ohne Segen der Kirche. Der Segen, der gleichgeschlechtlichen Paaren durch die Erklärung *Fiducia supplicans* ermöglicht wird, ist, genau betrachtet, höchstens ein Segen zweiter Klasse, wenn dieser Segen überhaupt „Paarsegen“ genannt werden kann.² Auch wenn die öffentliche Resonanz zumindest außerhalb der

¹ <https://www.bundestag.de/dokumente/textarchiv/2017/kw26-de-ehe-fuer-alle-513682> [13.2.2024].

² Vgl. die Kritik von Julia Knop und Benedikt Kranemann; <https://www.katholisch.de/artikel/50368-knop-und-kranemann-kritisieren-vatikanisches-segensdokument> [13.2.2024].

LGBTQIA+-Community positiv war³, bekommen homosexuelle Menschen für ihre Identität und Kultur der Zweierbeziehung weiterhin letztlich nicht den Segen der Kirche.

Was bisher nur ansatzweise und keineswegs systematisch vom kirchlichen Lehramt behandelt wird, ist eine Haltung zu Trans- und Intergeschlechtlichkeit und zum Phänomen von Non-Binarität. Zumindest macht das kirchliche Lehramt klar, dass alle anderen geschlechtlichen Identitäten als die heterosexuelle Ausrichtung, meist unter dem polemischen Begriff „Gender-Ideologie“ zusammengefasst, durchweg von offizieller Kirche abgelehnt werden (Marschütz 2023, 17–46).

Dennoch haben viele Bischöfe in Deutschland erkannt, dass die Kirche, zumindest in Deutschland, es sich nicht so leicht machen kann, wie das römische Lehramt es fordert. Stand 2024 haben 21 Diözesen Beauftragte für die Seelsorge mit queeren Menschen ernannt.⁴ Sie sollen Netzwerke mit queeren Menschen und Organisationen schaffen, Seelsorgeangebote entwickeln und die Gemeinden zur Queer-Freundlichkeit bewegen und weiterbilden. Damit ist ein pastorales Zeichen gesetzt, das sich eindeutig vom queerskeptischen Geist in Rom und vielen Teilen der katholischen Welt unterscheidet.

Die Blickrichtung auf die Männerpastoral, die bisher weitgehend davon ausging, dass sie sich an heterosexuelle Männer wendet, lernt mit zunehmender Enttabuisierung des Themas Homosexualität, dass „in ihren Reihen“ mehr homosexuelle und noch mehr bisexuelle Männer vorhanden sind als gedacht. Die Frage, ob trans Männer „echte Männer“ sind oder doch „biologisch“ Frauen und nicht dazugehören, dieser Diskurs steht aber beispielsweise weitgehend noch aus.

Dies ist skizzenhaft gezeichnet der Rahmen, in dem sich der folgende Beitrag bewegt. Ein besonderer Fokus wird sein, welche männerspezifischen Aspekte zu berücksichtigen sind, um einen exemplarischen Beitrag zu einer Handlungstheorie zu leisten. Alles Nachdenken in der queer-theologischen Debatte dient einem Ziel: dem inklusiven Denken in der Geschlechterdebatte. Die Vorrangstellung der bi-polaren Geschlechter muss aus Gerechtigkeitsgründen zugunsten einer multi-polaren Sichtweise von Geschlecht aufgegeben werden. So sehe ich diese Zeilen auch als einen Beitrag zur umfassenden Geschlechtergerechtigkeit.

³ So z. B. <https://www.dbk.de/presse/aktuelles/meldung/bischof-baetzing-zum-roemischen-dokument-fiducia-supplicans>; <https://www.tagesschau.de/ausland/katholische-kirche-segnung-homosexuelle-100.htmltagesschau>; <https://www.kirche-und-leben.de/artikel/vatikan-ja-zu-segensfeiern-soeding-alle-bischoefe-jetzt-in-der-pflicht> [13.2.2024].

⁴ Vgl. <https://queerpastoral.de/bistuemerkmale/>

2. Biografie, Theorie, Lebenspraxis: Der Dreiklang pastoraltheologischer Hermeneutik

2.1 Ich

„Hören Sie mir auf, im Zusammenhang von Homosexualität von humanwissenschaftlichen Erkenntnissen zu reden, wenn es um eine Änderung der kirchlichen Lehre geht.“ So lautete ein erbostes Statement bei einer Fachtagung zum Thema „Queere Identitäten“. „Niemals hätte sich im nicht-kirchlichen und gesamtgesellschaftlichen Kontext jemand für queere Menschen eingesetzt aufgrund ‚der Wissenschaft‘. Es waren immer wir, die queeren Menschen selbst, die für sich selbst eingestanden sind, die auf die Straßen gingen, die ihr Lebensrecht einforderten. Nur unser eigener Mut hat zu einer gesellschaftlichen Änderung der Einstellungen uns gegenüber geführt.“

Diese Bemerkung führt mich zu meiner ersten pastoraltheologischen These in unserem Zusammenhang. Die Wahrheit den Menschen betreffend entsteht nicht im und fällt nicht vom Himmel, sondern entsteht im Menschen selbst. Es ist eine Wahrheit, die subjektiver nicht sein kann, aber dadurch nicht weniger Wahrheitsanspruch für sich reklamieren kann. Dies könnte zunächst noch nicht den Status quo im Hinblick auf die gängigen kirchlichen Positionen in der Geschlechterfrage beunruhigen. Das sei alles nur subjektiv empfunden, eine psychische Abweichung, vielleicht sogar Krankheit, die vielleicht geheilt werden könne und habe mit der „christlichen Anthropologie“ nichts zu tun. So könnte man das subjektive Argument leicht entkräften. Relevant wird die persönliche Wahrheit aber dann, wenn dieser höchst subjektiven Selbsterfahrung eine Unbedingtheit zugrunde liegt. Für einen Menschen mit nicht-heteronormativer Erfahrung seiner selbst ist diese nämlich deshalb wahr, weil sie als unbedingt wahrgenommen wird. Sie wehren sich dagegen, dass bestimmte Bedingungen und „Umstände“ dazu geführt hätten, dass sie schwul, lesbisch, trans etc. sind. Queere Menschen erzählen oft von frühkindlichen, dort noch diffusen Gefühlen des Andersseins, das sie nicht auf eine unglückliche Konstellation in der Familie zurückführen. Sie berichten von einer Wahrheit, die „schon immer“ da war, für die es aber oft keine Worte, keine Begriffe gab. Biologie und soziale Normen wurden und werden noch immer stets miteinander verschränkt vermittelt. Wer sich mit der zweigeschlechtlichen und heteronormativen Definition nicht identifizieren kann, dem bleibt manchmal über ein halbes Leben lang nur das Gefühl eines diffusen Unbehagens an der eigenen Existenz. Echtes Leiden an diesem Unbehagen entsteht dann, wenn dieser Mensch die Diffamierungen, das Nichternstnehmen solcher Erfahrungen ertragen muss. Nicht das Erleben einer anderen als der heterosexuell ausgerichteten geschlechtlichen Identität an sich wird als Problem gesehen, sondern die gesellschaftlichen Normen, die eine Abweichung nicht zulassen.

Die Unbedingtheit der subjektiven Erfahrung betrifft zwar zunächst nur einen einzelnen Menschen. Die Intersubjektivität, also die Ähnlichkeit subjektiven Erlebens ver-

schiedener Individuen ist ein valider Hinweis auf die Relevanz der Erfahrung. Keine noch so ausgeklügelte Theorie über eine „Geschlechterordnung“ kann diese zweifache Unbedingtheit überbieten.

2.2 Nachdenken

2.2.1 Theologisch vertieft

Einer Religion, die das Seelenheil jedes einzelnen Menschen zu ihrem Programm gemacht hat, kann solche Erfahrungen nicht egal sein. Der eschatologische Vorbehalt kann nicht zugunsten einer Denkfaulheit verbrämt werden, indem behauptet wird, „wir alle“ litten schließlich an einer wie auch immer gearteten „Desintegration“ und könnten diese lediglich in der Identifikation mit dem Kreuz, das Christus getragen habe, auf „uns“ nehmen und einst auf Erlösung hoffen. Wer angesichts queerer Identitäten so denkt, will die Wahrheit der Betreffenden nicht wirklich sehen, geschweige denn akzeptieren. Ihn interessiert eine schlichte, idealistische Theorie über Geschlechtlichkeit mehr als konkrete Menschen.

Die Unbedingtheit der Selbsterfahrung queerer Menschen (gemeint sind lesbische, schwule, bisexuelle, trans- und intergeschlechtliche, non-binäre, asexuelle und alle anderen geschlechtlichen Identitäten, die mit dem vielfach unberechtigt gescholtenen, aber respektvoll gemeinten Stern gekennzeichnet werden) ist somit aus pastoral-theoretischer Hinsicht der Ausgangspunkt für deren Hermeneutik. Die entscheidende Frage ist: Nimmt moderne theologische Hermeneutik die Unbedingtheit personaler Selbsterfahrung an oder bleibt sie bei ihrer als „biologisch“ gelabelten, aber von sozialen Prämissen durchsetzten Theorie? Entscheidet sie sich gegen eine Anpassung an die Erfahrungswirklichkeit von Menschen, bedeutet das konsequenterweise eine exklusive kirchliche Gemeinschaft für heterosexuelle cis Männer und cis Frauen („cis“ bezeichnet Menschen, die sich mit dem Geschlecht identifizieren, das ihnen bei der Geburt zugeschrieben wurde), deren sichtbares Geschlecht mit dem empfundenen zu einhundert Prozent übereinstimmt und die ausschließlich heterosexuell begehren. Dies entspräche dann nicht einer katholischen Kirche, deren universeller Charakter wohl doch darin besteht, dass jeder Mensch ein von Gott geliebter ist.

Entscheidet man sich aber dafür, dass queere Menschen in ihrer Seinsweise in die kirchliche Gemeinschaft eingeschlossen sind, was oft beteuert und manchmal auch praktiziert wird, stellt sich die interessantere Frage: Worin liegt das theologisch-produktive Potenzial der Unbedingtheit der Selbsterfahrung queerer Menschen? Wenn die biografische Erzählung beispielsweise eines non-binären Menschen mehr zu sagen hat, als dieser konkrete Mensch erzählt, also über ihn hinaus universelle Qualität hat, was lässt sich daraus theologisch heben?

Das Nachdenken darüber führt zu einem traditionellen Gottesverständnis. Wenn sich die Gottheit in menschlicher Gestalt offenbart hat, kann nicht allein das singuläre

Christus-Geschehen gemeint sein. Inkarnation bedeutet generell, dass Gottes Bestes das Beste im Menschen ist. Umgekehrt: Da, wo Menschen ihr gleichsam nacktes, d. h. wirkliches Wesen erkennen, die Unbedingtheit ihrer Existenz begreifen, dort findet Gottese Erfahrung statt. Nicht zufällig betrachten viele queere Menschen ihr Outing als eines der tiefgreifendsten Ereignisse in ihrem Leben. In Teilen macht dies Angst, aber dann, nach und nach, setzt es ein Gefühl der Freiheit oder – christlich gesprochen – Erlösung frei. Die Ambiguität einer Gottheit, die immer komplexer wird, je tiefer Erfahrungen existenzieller Art werden, ist eine manchmal schwer erträgliche, aber eben befreiend konkrete Erfahrung. Dass Gott niemals auf einen Nenner gebracht werden kann, ist die Folge eines Gottesverständnisses, das sich im Angesicht jedes Menschen widerspiegelt, im wahrsten, aber auch im übertragenen Wortsinn. Christliche Theologie nennt dies Gottesebenbildlichkeit. Dieser Gott ist jedoch weder ein *Feel-good*-Gott noch ist er berechenbar. Die Gottheit ist eine Zumutung.

Anders ausgedrückt: Das Nachdenken darüber, wie z. B. non-binäre Menschen sich selbst sehen und erfahren, führt theologisch dahin, die als sicher erkannte „Wahrheit“ über die polare Zweigeschlechtlichkeit, die allein biologisch sichtbare Phänomene mit voraussetzungsreichen sozialen Rollenmodellen vermischt, zugunsten einer polyförmigen Sichtweise von Geschlecht zu ersetzen.

2.2.2 Kultur bildend

Eine ambiguitätsreduzierende Definition von Geschlecht mag für eine grobe Abschätzung geschlechtlicher Identität vielleicht hilfreich sein. Wird eine andere als die bipolare, heterosexuelle Interpretation von geschlechtlicher Identitätsbildung von vornherein ausgeschlossen, birgt dies die Gefahr einer reduktionistischen Zuschreibung von Geschlechtlichkeit. Über eine schlichte alltagstheoretische Interpretation von Geschlecht kann sich ausschließend, widersetzend oder vermeintlich lustig bagatellisierend geäußert werden; für betroffene Menschen ist der Akt von Deutungsreduzierung auf eine simple Zweigeschlechtlichkeit oft verstörend und zutiefst verletzend.

Bei der gesellschaftlichen und kirchlichen Debatte über Geschlecht bleibt häufig unbedacht, dass die Existenz queerer Identitäten keinesfalls ein Phänomen der Gegenwart ist. Queere Menschen, und damit sind bewusst auch andere als homosexuell fühlende Menschen gemeint, gab es schon immer. Auch in der Bibel, die sich nicht systematisch mit der Frage nach Geschlecht beschäftigt hat, gibt es diese Phänomene. Die Umgangsweise damit ist jedoch derart widersprüchlich, dass man daraus keine biblisch-systematische Theoriebildung ableiten kann. Die kulturellen Zusammenhänge und Verschränkungen mit philosophischen Strömungen machen es darüber hinaus nahezu unmöglich, aus den biblischen Zeugnissen auf einen wie auch immer gearteten Willen Gottes zu schließen.

Durch viele Jahrhunderte hindurch waren die kulturellen Betrachtungen über Geschlecht nicht nur heteronormativ geprägt, sondern vor allem männlich-hegemonial.

Die Abwertung von Frauen als das unvollkommene Geschlecht hat eine lange Geschichte. Bis heute wird ihnen von manchen Männern immer noch mangelnde Urteilsfähigkeit attestiert, nicht-rationale Denkweise unterstellt und so weiter. Dass dies eine vollkommen falsche „Erkenntnistheorie“ über „die Frau“ war, ist heute weitgehend gesellschaftlicher Konsens. Die frauenfeindliche Denkweise ist wissenschaftlich destruiert, wenn auch nicht gänzlich überwunden. Innerhalb des kirchlichen Frauenbildes schon gar nicht. In vielen kirchlichen Stellungnahmen, in denen eine Lobeshymne auf „die Frau“ gesungen wird, herrscht meistens ein überholtes soziales Bild von „der Frau“ vor, die sich lediglich aus der Besonderheit gegenüber Männern ergibt, dass sie gebären können. Diese Besonderheit wird gleichsam benutzt, um sie von den maßgeblichen Entscheidungspositionen in der Kirche fernzuhalten.

Queere Existenz ist im Vergleich dazu noch stärker diskriminiert worden, weil sie darüber hinaus noch kriminalisiert wurde (Gammerl 2023). Wenn heute vermehrt queere Menschen auch performativ ihre Existenzweise öffentlich machen, ist dies keine „Modeerscheinung“ und schon gar keine „Ideologie“. Die Performanz queerer Lebensformen zeigt vielmehr etwas, das schon immer da war. Was neu ist, ist die Tatsache, dass immer mehr Menschen sich trauen, ihre queere Identität zu veröffentlichen. Dadurch werden andere, die bis dahin vielleicht lediglich still und leise am Befremden gegenüber sich selbst gelitten haben, ermutigt, sich ebenfalls zu zeigen. Wenn gegen queere Menschen polemisiert wird, wird deshalb zwar oft der Untergang des Abendlandes heraufbeschworen, eintreten wird dieser aber nicht. Im Gegenteil. Je mehr Vielfalt sich zeigen kann, desto authentischer können Menschen in einer freien und offenen Gesellschaft leben.

Die Diskriminierung und Verfolgung von queeren Menschen in autoritären Staaten, manchmal unterstützt durch die maßgeblichen Religionen, folgt der Logik der Festigung hegemonialer Machtverhältnisse. Minderheiten werden aufgespürt und unter anderem in der queeren Bewegung gefunden, damit diesen die Schuld für (vermeintliche) Missstände in der Gesellschaft in die Schuhe geschoben werden können. Verbrämt wird dies oft mit verschleiernenden Begriffen wie „christliches Sittengesetz“, das nicht viel mehr ist als ein schwammiger Container-Begriff, mit dem alles und nichts ausgedrückt wird, dies aber mit machtvолlem moralischem Anspruch.

Kulturbildung kann also in zweifacher Richtung geschehen: entweder durch Integration und Offenheit queeren Menschen gegenüber oder diffamierend und verfolgend. Kirche trägt in diesem Feld eine große Verantwortung. Dass sie sich stets auf die Seite der Schwächeren und der Minderheiten stellen muss, gehört zum Proprium dieser Kirche. Sie ist mit sich, global gesehen, in der Frage queerer Existenz noch lange nicht im Reinen. Die katholische Kirche in Deutschland ist in dieser Hinsicht auf einem guten Weg, auch wenn nicht alle Diözesen und nicht in großer Klarheit queer-inklusive Konzepte entwickeln.

2.3 Leben

Nicht nur lassen sich die meisten Menschen, auch Christ*innen, nicht mehr in ihr Privatleben hineinreden, es ist auch erkenntnistheoretisch außerordentlich unklug, den Menschen nicht beim Leben zuzusehen. Wie gestalten sie ihre Geschlechtlichkeit? Welches Potenzial entfalten sie, wenn sie ihre ganz eigene Berufung zu leben versuchen? Und umgekehrt formuliert: Wem schadet es, wenn z. B. trans Menschen ihre Identität leben? Solche Fragen sind es, von der sich eine Kirche leiten lässt, die ihren Gläubigen ein „Leben in Fülle“ verspricht. Die Lebenspraxis konkreter Menschen ist die Versuchsanordnung gesellschaftlicher Prozesse, in der sich Identitäten und Lebensstile entweder bewähren oder nicht. Aus christlicher Perspektive sind allein und traditionell die Normen Liebe und Gerechtigkeit relevant. Liebe bedeutet eine unverstellte, direkte und unbedingte Akzeptanz aller Menschen, unabhängig von Geschlecht, sexuellem Begehren und Lebensform. Gerechtigkeit meint in unserem Zusammenhang die gleiche Würde aller Geschlechtsidentitäten.

Somit ist die Formulierung „den Menschen beim Leben zusehen“ durchaus relativistisch gemeint, weil die Normen des Zusammenlebens sich immer wieder ändern. Wird die Lebenspraxis unter einem relationalen Gesichtspunkt gesehen und sind diese Beziehungen von den Normen von Gerechtigkeit und Liebe bestimmt, sind solche Lebenspraxen eben nicht Akte der Willkür, Rücksichtslosigkeit und Egoismus, sondern genau das Gegenteil davon.

Bis jetzt haben wir wichtige grundlegende hermeneutische Fragen geklärt, um den Phänomenen queerer Lebenspraxen und ihren tiefergehenden existenziellen Wurzeln auf den Grund zu gehen. Was heißt dies nun für das Segment kirchlicher Pastoral, für das ich auch stehe: die Männerpastoral?

3. Queere Männerpastoral?

Die nun folgenden Gedanken formulieren, das sei vorweggesagt, überwiegend Desiderate, denn die inklusive, d. h. innerhalb der Reflexion über Männlichkeiten geführte qualifizierte Unterscheidung zwischen heterosexuellen, homosexuellen, trans, inter Männern und die Umgangsweise mit Non-Binarität und Genderfluidität befindet sich meines Erachtens erst am Anfang. Zwar gab es schon in den 1980er-Jahren des letzten Jahrhunderts innerhalb der neu entstehenden Männerbewegung auch Initiativen zur größeren Aufmerksamkeit für homosexuelle Männer, aber dieser Diskurs führte in der Regel nicht zu einem inklusiven Ansatz in der Männerpastoral. Dies lag sicher nicht nur an den heterosexuellen Männern, die schwule Männer nicht als „echte“ Männer anerkannten (das sicher auch), sondern auch an der Homosexuellen-Community, die aus absolut nachvollziehbaren Gründen der Gefahr von Zwangsoouting und Diskriminierung durch Bildung eigener Gruppen entgehen wollte. Erst 1994 wurde der Para-

graf 175 im Strafgesetzbuch abgeschafft, und es muss daran erinnert werden, dass (zwangs)geoutete Homosexualität oft mindestens zum Ende einer beruflichen Karriere führte und nicht selten zu gesellschaftlicher und familiärer Exklusion. Die Entwicklung queerer Communities war also immer auch ein Akt des Selbstschutzes.

3.1 Schwule Männer

Die Geschichte der katholischen Homosexuellenpastoral wurde in einem ersten Versuch schon einmal skizziert (Heek 2019,45–53). Allerdings fehlt darin ein außerordentlich wichtiger Gründungsort, ohne dass dieser von den Handelnden so benannt wurde: das Krankenhaus. Beziehungsweise die Quarantäne-Station in den Kliniken, in denen Anfang der 1980er-Jahre die Opfer der – nach der Spanischen Grippe während des Ersten Weltkriegs – zweiten Pandemie des Jahrhunderts behandelt wurden. AIDS war das Schrecklichste, die am meisten zerstörerische Krankheit überwiegend für homosexuelle Männer, die jemals unter Homosexuellen grassierte. Sie traumatisierte eine ganze Generation von Schwulen, die begonnen hatten, sich in der Gesellschaft zu etablieren, und ein ganz eigenes Selbstbewusstsein zu entwickeln begannen, jenseits weiter existierender Homophobie. AIDS war ein harter Rückschlag für dieses wachsende Selbstbewusstsein und positivere Bild in der Öffentlichkeit. Während viele Kirchenvertreter*innen angesichts der HIV-Pandemie noch selbstgerecht mindestens hinter vorgehaltener Hand „Selbst schuld!“ riefen, offiziell dann, was noch weit schlimmer war, die Menschen als „sündig“ bezeichneten, haben Krankenhauseelsorger*innen an den Betten von schwulen Männern gesessen, sofern diese es wünschten, haben Trost gespendet, sie gesegnet und bis zum Tod begleitet. Sie haben mit Angehörigen und Zugehörigen gesprochen, auch ihre Wut über das Verhalten der „offiziellen“ Kirche ausgehalten. Diese Seelsorger*innen sind es gewesen, die sich der Weisung ihrer Kirche widersetzen und das getan haben, was nötig war: dort zu sein, wo man sie brauchte. Sofern sie nicht von der Sorte waren, die schwulen Männern vor ihrem Sterben hauptsächlich die „Beichte abgenommen“ haben, waren diese Seelsorger*innen, unter ihnen auch eine nennenswerte Anzahl Ordensfrauen, tatsächlich die Gründer*innen der „Homosexuellenpastoral“. Sie waren in diesem spezifischen Feld Männerseelsorger*innen zu einer Zeit, in der die Männerpastoral diese Männer so gut wie nicht im Blick hatte. Sie waren es, die die Würde dieser Männer bewahrt und ihnen, soweit sie konnten, geholfen haben, ihr schweres Schicksal zu ertragen.

Die AIDS-Pandemie hat innerhalb der Kirche leider die Tendenz verstärkt, dass schwule Männer und – in ihrem „Windschatten“, weil sie grundsätzlich nicht wirklich im Blickfeld der katholischen Sittenlehre standen – lesbische Frauen exkludiert wurden. Die Anfänge der Schwulen- und Lesbenbewegung werden heute stark verbunden mit dem Aufstand schwuler Männer gegen Polizeiwillkür in der Bar „Stonewall Inn“ in der New Yorker „Christopher Street“ am 28. Juni 1969. Sie fand also offenkundig jenseits der Kirchenmauern statt. Dennoch fanden sich erste Christ*innen zusammen und

gründeten innerhalb bestehender Gemeinden „Regenbogengemeinden“, ohne dass es zunächst Inklusionsanstrengungen seitens der „offiziellen“ Gemeinden gab. Die zarten Anfänge einer gemeinschaftsbildenden Pastoral erlitten zu Beginn der AIDS-Pandemie allerdings herbe Rückschläge. Immer mehr schwule Männer distanzieren sich von der katholischen Kirche, wurden evangelisch oder suchten ihren ganz eigenen spirituellen Weg außerhalb jeglicher religiösen Vergemeinschaftung.

Innerhalb katholischer Männerarbeit fanden homosexuelle Männer bis Anfang der 1990er-Jahre keine Heimat. Zu stark war die Männerarbeit geprägt von Prälaten. Ältere, von ihren jeweiligen Bistümern mit Ehrentiteln versehene Priester, die in der regulären Gemeindepastoral nicht mehr arbeiten wollten oder sollten, bekamen die Aufgabe, die Männerpastoral zu verantworten. Zusammen mit zum Teil verdienten, meist konservativen Politikern, versuchten sie, ein restauratives Männerbild zu zementieren, in dem Homosexualität selbstverständlich nichts zu suchen hatte.

Erst als Anfang bis Mitte der 1980er-Jahre jüngere, nicht-klerikale Theologen als Männer-Referenten in den Diözesen eingesetzt wurden, wuchs die Aufmerksamkeit auch für schwule Männer. Dies resultierte aus einer neuen Weise, traditionelle Männlichkeitsvorstellungen zu destruieren. Eine individualitätsbezogene, auch selbstkritische Männerarbeit öffnete zaghaft Räume für andere, nicht-heterosexuelle Definitionen von Männlichkeit. Bei Katholikentagen blieben die katholischen schwulen Männer jedoch bis zum 101. Katholikentag in Münster 2019 eine nicht-offizielle Gruppe. Die Männerpastoral hatte bis dahin Weisung von den jeweiligen Ortsordinarien, in keiner Weise z. B. mit der ökumenischen Bewegung „Homosexuelle und Kirche“ zusammenzuarbeiten.

Systemisch fanden Männerpastoral und Homosexuellenpastoral auf Deutschlandebene erst zusammen, nachdem um das Jahr 2018 herum die „Arbeitsgemeinschaft für LSBTI*-Pastoral“ offiziell gegründet wurde, die seitdem organisatorisch Teil der „Arbeitsstelle für Männerseelsorge und Männerarbeit in den Deutschen Diözesen“ im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz wurde. Wie die strukturelle Zuordnung der Arbeitsgemeinschaft zur Arbeitsstelle Männerseelsorge nahelegen könnte, ist sie allerdings nicht nur für homosexuelle Männer zuständig, sondern für alle Identitäten jenseits heterosexueller Orientierung. Eine non-binäre Person ist als Fachreferent*in für diesen Arbeitsbereich tätig.

3.2 Bisexuelle, trans und inter Personen in der katholischen Männerarbeit

Wie im gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang existieren auch innerhalb der katholischen Männerarbeit Unsicherheiten mit anderen Identitäten als den eindeutig heterosexuellen. Die Toleranz gegenüber schwulen Männern ist in kirchlichen Organisationen gestiegen. In der neueren, psychologisch und mythopoetisch ausgerichteten Männerarbeit findet meist eine ehrliche und offene Auseinandersetzung mit den queeren Anteilen von Männern statt. Kritisch wird die Reflexion dann, wenn diese

immer noch geprägt ist von einem traditionellen Rollenbild des starken, dominierenden Mannes, der sich erst selbst gefunden habe, wenn er sich mit den Bildern eines „echten Mannes“ identifiziere. Sogenannte „Quests“, also Heldenreisen zu sich selbst, operieren manchmal immer noch mit längst destruierten Männerstereotypen. Ein sich beim homosexuellen Akt hingebender Mann ist wohl immer noch eine Provokation für traditionell geprägte Männer. Ob dort bisexuelle, trans und inter Menschen, die sich eher männlich verstehen, Platz in einer Männergruppe haben, ist eine noch nicht annähernd ausdiskutierte Frage. Ich selbst habe bereits gefordert, dass trans Männer (die Schreibweise „trans Männer“ entspricht der momentan gängigen Schreibweise, in der „trans“ ein das Subjekt beschreibendes Adjektiv ist, ohne das Subjekt definitorisch darauf festzulegen, also anders als noch in dem folgenden zitierten Beitrag.), also diejenigen, die eine Transition von Frau zu Mann unternommen haben, in die Reihe der Männer aufgenommen werden sollen, wenn diese es wünschen (Heek 2019). Gleiches gilt für inter Menschen, die sich eher männlich verstehen. In der traditionellen, von Katechese geprägten katholischen Männerarbeit sind diese changierenden sexuellen und geschlechtlichen Identitäten allerdings bis heute noch weitgehend fremd. Negative Einstellungen gegenüber gendergerechter Sprache und grundsätzlich gegenüber dem Begriff Gender herrschen dort vor. Die Abwehr gegen ein Nachdenken über Sprache und die dort eifrig zitierte Genderfeindlichkeit kirchlicher Behörden in Rom lässt zunächst darauf schließen, dass eine intensivere Auseinandersetzung mit queeren Identitäten, geschweige denn Gespräche mit konkreten Personen, in diesen Kreisen weitgehend noch nicht stattgefunden haben.

3.3 Non-binäre und geschlechterfluide Menschen

Non-binäre Menschen, die sich keinem der beiden Mainstream-Geschlechter zugehörig fühlen, und geschlechterfluide Menschen, die sich mal mehr dem einen, mal dem anderen der binären Geschlechter nah fühlen, sind nach meiner Wahrnehmung in der Männerarbeit noch gar nicht präsent. Zudem ist fraglich, ob diese sich überhaupt in der cis-männlich geprägten Männerarbeit wohlfühlen würden. Was kann aber umgekehrt der Beitrag non-binärer und geschlechterfluider Menschen für die Männerarbeit sein? Und: Was können Männer für non-binäre und geschlechterfluide Menschen sein?

Die Ablehnung der Zugehörigkeit zu einer zweigeteilten, binären Geschlechterordnung kann als Beitrag zu einem dem christlichen Gründungsmythos zutiefst „familienähnlichen“ Menschenbild angesehen werden. Jesu Vision vom Reich Gottes war von einer Kritik am Familien- und Stammesdenken geprägt. Der oder die Nächste ist nicht mehr der*die Familienangehörige. Die Jünger*innen, die keine Familienzugehörigkeit verband, waren für Jesus „Bruder“ und „Schwester“. Paulus erweiterte christliches Selbstverständnis mit einem universellen Anspruch, der sich jenseits jüdischer Religionszugehörigkeit verortete. Die Bindung an Jesus nahm der universell ausgerichtete

Paulus wichtiger als die Zugehörigkeit zu Stamm, Familie und *Geschlecht*. Alle seien „Einer“ in Christus (Gal 3,28), eine Formel, die von ihm als inhaltlich bewusst geschlechtsneutral gemeintes generisches Maskulinum benutzt wird. Mit seiner Aussage wollte Paulus ausdrücken, was christlicher Universalismus ist. Geschlechtliche Identifikation ist für Paulus weit weniger wichtig, als „in Christus“ zu sein. Von seiner Gebundenheit an die antiken Männlichkeitsdefinitionen seiner Zeit hat Paulus zwar mehrfach in seinen Briefen Zeugnis gegeben. Bemerkenswert ist aber, dass Paulus seine Vision der Christuszugehörigkeit konsequent von der Frage der Geschlechtsidentität unabhängig machte.

In dieser Linie ist es nicht vermessen, Paulus' Denken in heutiger Zeit dahingehend weiterzuführen, dass alle Geschlechter, also nicht nur Frauen und Männer, die Christusgemeinschaft bilden. Es geht Paulus um die transindividuelle, transfamiliäre, transnationale und eben auch *transgeschlechtliche* Gemeinschaft.

Insofern kann sich die hegemoniale Männlichkeitstradition nicht auf Jesus Christus oder Paulus berufen. Hier spielten andere Kultur- und Machtfaktoren eine Rolle als die Konzeption des Christentums als einer neuen Religionsgemeinschaft. Warum, so können wir am Ende fragen, sollen non-binäre und genderfluide Menschen heutzutage nicht helfen, den universellen Charakter der Christusgemeinschaft in weiterführender Weise zu interpretieren und mithilfe ihrer Ehrlichkeit die katholische Kirche, an ihre Wurzeln erinnernd, in die Zukunft weisen?

Eine katholische Männerarbeit, welche die toxischen Elemente destruiert, kann dazu ihren spezifischen Beitrag leisten, indem sie non-binären und genderfluiden Menschen einen inkludierenden Weg in der Kirche freimachen.

Männer haben innerhalb der Kirche immer noch großen Einfluss. In der verfassten Kirche haben sie sogar alle Macht durch die Leitungsposition der Kleriker-Männer. Dort steigt die Toleranz gegenüber homosexuellen Menschen zwar beträchtlich. Dennoch verbleiben viele Kleriker-Männer weitgehend bei ihrer negativen Einstellung zu queeren Identitäten. Den Laien-Männern kommt hier eine besondere Verantwortung zu. Gemeinsam mit pro-queeren Feministinnen können sie mit guten theologischen Gründen Inklusivität und Ambiguitätstoleranz bewirken.

Literaturverzeichnis

Erklärung des Vatikans (2023): *Fiducia supplicans*. Erklärung über die pastorale Sinngebung von Segnungen, abrufbar unter <https://press.vatican.va/content/salastampa/it/bollettino/pubblico/2023/12/18/0901/01963.html> #DE [13.2.2024].

- Gammerl, Benno (2023). Queer. Eine deutsche Geschichte vom Kaiserreich bis heute, München: Hanser.
- Heek, Andreas (2019). „Homosexuellenpastoral“ in den deutschen Diözesen. Eine geschichtliche Deutschlandreise. In: Stephan Loos, Michael Reitemeyer & Georg Trettin (Hg.), Mit dem Segen der Kirche? Gleichgeschlechtliche Partnerschaft im Fokus der Pastoral. Freiburg i. Br.: Herder, 45–53.
- Heek, Andreas (2022). Sind Transmänner echte Männer? In: Jürgen Döllmann, Andreas Heek, Hans Prömper (Hg.), Männer Gezeiten. Inspirationen für ein intensives Leben. Freiburg i. Br.: Herder, 188–189.
- Hieke, Thomas (2015). Kennt und verurteilt das Alte Testament Homosexualität? In: Stephan Goertz (Hg.), „Wer bin ich, ihn zu verurteilen“. Homosexualität und katholische Kirche. Freiburg i. Br.: Herder, 19–52.
- Marschütz, Gerhard (2023). Gender Ideologie!? Eine katholische Kritik. Würzburg: Echter.
- Söderblom, Kerstin (2022). Sodom und Gomorrha queer gelesen. In: evangelisch.de, 20.4.2022, abrufbar unter <https://www.evangelisch.de/blogs/kreuz-queer/200045/20-04-2022> [13.2.2024].
- Theobald, Michael (2015). Paulus und die Gleichgeschlechtlichkeit, Plädoyer für einen vernünftigen Umgang mit der Schrift. In: Stephan Goertz (Hg.), „Wer bin ich, ihn zu verurteilen“. Homosexualität und katholische Kirche, Freiburg i. Br.: Herder, 53–90.

Dr. Andreas Heek

Leiter der Kirchlichen Arbeitsstelle Männerseelsorge und Männerarbeit in den Deutschen Diözesen e.V. und Koordinator der Bundesarbeitsgemeinschaft für Queerpastoral in den Deutschen Diözesen

Carl-Mosterts-Platz 1

40477 Düsseldorf

+49 (0) 211-51502420

heek(at)kath-maennerarbeit(dot)de

heek(at)queerpastoral(dot)de

www.kath-maennerarbeit.de

www.queerpastoral.de